

## Festrede

### Zur Eröffnung der donauFESTWOCHEN am 28. Juli 2017

von Anna Weidenholzer

Manche Anfänge sind klar, andere sind es weniger. Vor ein paar Wochen stand ich im Schlosspark von Donaueschingen und sah einem Mann zu, wie er versuchte, einen Selfie-Stick möglichst nahe der Wasseroberfläche zu positionieren. Er war nicht allein, um ihn herum standen zwanzig, vielleicht sogar dreißig weitere Menschen, die nervös festzuhalten versuchten, was hier beginnt: Den Donaubach, der hundert Meter weiter in die Brigach mündet, die sich wenig später unter einem Autobahnzubringer mit der Breg zur Donau vereint. Ich saß auf einer Bank, hörte den Sprachen zu, die sich hier vermischten, ich hatte ein Schild im Rücken: *Bis zum Meere 2840 Kilometer.*

Ich könnte sagen: In Donaueschingen war ich dort, wo die Donau beginnt. Genauso gut kann ich es aber über Furtwangen sagen, wo ich am selben Tag der Breg zusah, wie sie aus einem Felsen rinnt. Umbruch und Aufbruch, das ist mit dem 450. Geburtstag Monteverdis ein Motto der diesjährigen Festwochen. Ein Aufbruch trägt viele Anfänge in sich, ja, es muss oft einiges zusammenkommen, bis sich etwas in Bewegung setzt.

2840 Kilometer bis zum Meere, 2888 – die jahrhundertlang diskutierte Frage nach dem genauen Ursprung der Donau bleibt ungeklärt. Glich die Atmosphäre beim Donaubach der einer Sichtung eines Popstars, war sie an der Bregquelle bescheidener, fast andächtig. Bäume, Vogelgezwitscher, ein Plätschern, das mit jedem Meter an Intensität gewann. Einen Donaumenschen erkennt man am Blick, dachte ich, als ich einer Ungarin zusah, die sich bereits zum dritten Mal von ihrer Bank erhoben hatte, um das Bachbett abzuschreiten. Kurz vor der Quelle bückte sie sich und ließ schnell, aber umso auffälliger einen Stein in ihrer Hosentasche

verschwinden, was einen Österreicher eine Bank weiter veranlasste zu raunen, er vermute, dass der Wirt vom nahe gelegenen Ausflugsrestaurant hier jeden Abend die Steine ins Bachbett kippt.

Das erinnert an eine Hypothese, die Claudio Magris in seiner Donaubiographie erwähnt: In Wahrheit entspringe die Breg einem Wasserhahn in einem Haus ein paar Meter den Hügel hinauf. Mehr als die Überprüfung der These habe ihren Urheber wohl der Gedanke interessiert, was wäre, würde jemand den Hahn schließen. Man stelle sich vor, jemand kommt und dreht die Donau ab – Bratislava, Budapest, Belgrad, Grein, Gönyü, Giurgiu, ausgetrocknet, ein Flussbett voll mit uralten Objekten und Gebeinen, und nicht zuletzt die große Frage: Was geschieht dort, wenn hier etwas passiert?

Die Donau ist ein Band, das sich von Deutschland bis Rumänien spannt, jenes Band, das das habsburgische Österreich durchzog, dessen Hymne in elf Sprachen gesungen wurde, das Symbol einer vielsprachigen Identität und damit oft als Gegenstück zum Rhein beschrieben. Und auch heute trägt die Donau dieses Versprechen weiter. Kein Fluss der Welt verbindet mehr Länder als das Wasser, das sich hier vor Schloss Greinburg unablässig weiterschiebt. Millionen Donaumenschen, wir alle haben unsere Geschichten mit ihr.

2888 Kilometer bis zum Meere: Ich habe meinen Donauursprung an der Bregquelle festgemacht, hier nimmt sie ihren Anfang und doch wieder nicht. Meine Donau beginnt ein Stück stromaufwärts von hier, dort, wo auf der einen Seite Wohnhäuser aus den 1970er Jahren stehen und auf der anderen Seite das Brucknerhaus, davor ein Park mit Kunstwerken aus Metall. Dort, wo wir in der Oberstufe auf eine Skulptur kletterten, die wir Weltkugel nannten, wo wir wieder und wieder davon sprachen, irgendwann doch ein Floß zu bauen oder ein Schlauchboot zu nehmen und nach Wien zu fahren, vielleicht sogar bis ans Schwarze Meer. Bis irgendjemand immer sagte: Geht nicht, die Schleusen, wir kommen nicht durch. Linz. Wir saßen oft am Donauufer, manchmal hatte jemand

eine Gitarre mit, manchmal jemand ein kleines Radio, über das wir FM4 hörten, das damals erst seit kurzem nicht mehr Blue Danube Radio war. An manchen Tagen, wenn ich gerade aus der Musikschule kam, lag neben mir mein Geigenkoffer. Die Geige habe ich von meinem Großvater geerbt, er spielte mit ihr in Innvierter Wirtshäusern auf. Sie war nicht mein Wunsch gewesen. Mit sieben wollte ich Blockflöte lernen, wie alle anderen Kinder auch, aber die Musikschule hatte keinen Platz mehr frei. So wurde es die Geige, so wurden es Stunden mit Telemann und Bach, mit Bartók und Dvořák, und zehn Jahre mit Frau Ammerstorfer, meiner ersten Geigenlehrerin, die wahrscheinlich den Grundstock dazu legte, dass ich heute keinen einzigen Satz ohne Musik schreiben kann.

An der schönen blauen Donau, 2135 Kilometer bis zum Meere, blau ist die Donau in Linz nie gewesen. Nicht nur deswegen höre ich in ihr mehr Béla Bartók als Johann Strauss. Als ich Bartóks *Rumänische Volkstänze* spielte, war das wie ein Versprechen von einem Ort stromabwärts, den ich nie betreten hatte und zu dem trotzdem eine Verbindung besteht, ein Versprechen von später, auf etwas, das noch kommen kann. Bartók, der Komponist und Pianist, der Musik-Ethnologe. 1905 brach er erstmals auf, um die Volksmusik Ungarns zu erkunden, später dehnte er seine Forschungen auf slowakische, rumänische und bulgarische Volkslieder aus, er reiste nach Moldawien und Algerien, bis ihn der Ausbruch des Ersten Weltkrieges stoppte. Hunderte Mägde, Tagelöhner, Ziegenhirten sangen in den Trichter seines Phonographen – Bartók hielt fest, er suchte nach der originären Musik der Landbevölkerung, aber es führte bei ihm nicht zu schlichtem Folklorismus. „Nirgends als bei ihm hat der Begriff des Experiments, den reaktionäre Perfidie in Verruf brachte, besseren Sinn“, meinte Theodor Adorno über Bartóks drittes Streichquartett. Ein Experiment, dem ein Gedanke zugrunde lag - 1931 schrieb Bartók an einen rumänischen Musikhistoriker, er versuche mit seiner Musik „der Verbrüderung der Völker“ zu dienen, „trotz allem Krieg und Konflikt“.

Verbrüderung, dieses Wort wirkt heute seltsam aus der Zeit gefallen, auch wenn es durch das geläufigere Wort Solidarität ersetzt wird. Gutmenschen sind es, die davon sprechen, Träumerinnen und Träumer. Die Welt dreht sich schnell, manchmal scheint es, viel zu schnell.

Im Sommer vor zwei Jahren war die Empörung groß, als Viktor Orbán davon sprach, einen Zaun an der Grenze zu Serbien zu errichten. Und heute? Heute steht dieser Zaun und hier in Österreich wird das Schließen der Brennergrenze und der Mittelmeerroute als politische Mitte verkauft, als ob es so einfach ginge und keine fatalen humanitären Folgen hätte, als ob es keine Rolle spielt, was dort passiert. Vor einigen Tagen bin ich im Standard auf einen Absatz aus Milton Mayers Studie *They Thought They Were Free* gestoßen, er beschäftigt sich darin mit dem deutschen Alltag in den 1930er Jahren:

"Die äußerlichen Formen sind alle vorhanden, alle unberührt, alle beruhigend: die Häuser, die Geschäfte, die Mahlzeiten, die Besuche, die Konzerte, das Kino, die Ferien. Nun lebst du in einer Welt bestehend aus Hass und Furcht, und die Leute, die hassen und fürchten, wissen nicht einmal selbst, dass, wenn jeder transformiert ist, keiner transformiert ist. Du hast Dinge akzeptiert, die du vor fünf Jahren nicht akzeptiert hättest, oder vor einem Jahr."

Nein, 2017 ist nicht 1933, und doch: Man gewöhnt sich, scheint es. Daran, dass ein Wort wie Humanität auf Augenrollen trifft, an nationale Befindlichkeiten, an autoritäre Tendenzen in Ungarn, in Polen, in der Türkei, an Egozentrismus, an die Selbstverständlichkeit des Irrsinns, dass sich die ganze Welt nach einem zu richten hat. Außenpolitik ist Thema, wo es einfach gelingt, Ressentiments zu schüren, wo sie Punkte bringt und auf schnellen Beifall trifft. Aber was ist mit Polen, was ist mit Ungarn, nur ein paar Kilometer die Donau hinab? Dazu ist es in Österreich derzeit auffällig still.

Polen hat uns dieses Jahr gezeigt, wie furchtbar schnell eine Demokratie auf der Kippe stehen kann, Ungarn führt uns seit Jahren dieses Lehrstück vor. Béla Bartók

schrieb seinen Brief 1931. Wir alle wissen, dass es in den folgenden Jahren anders kam, welches Grauen folgte. Bei allen Schwierigkeiten ist die Europäische Union das größte Verbrüderungsprojekt, das wir je hatten. Sie darf, sie kann zu keinem Club der nationalen Befindlichkeiten verkommen, und das Fundament dazu wird nicht in Brüssel, sondern in den Mitgliedsstaaten gelegt. Es geht nicht nur darum, was hier geschieht, wenn dort etwas passiert, sondern auch um die Frage, was dort geschieht, wenn hier etwas passiert.

Dieser Satz bringt mich zurück in den Schwarzwald, an die Quelle der Breg. Als ich dort bei Vogelgezwtischer am möglichen Donauursprung saß, ließ mich eine Geschichte nicht los, die an einem anderen Fluss spielt, dem Tigris. Jenem Fluss, der mit dem Euphrat das Zweistromland, Mesopotamien, bildet, in dem der Beginn unserer Zivilisation liegt, jenem Fluss, der nach dem Alten Testament einer der vier Flüsse ist, die dem Paradies entspringen. Der Tigris steht der Donau als Sehnsuchtsraum um nichts nach, im Gegenteil.

Im April dieses Jahres gab der junge irakische Geiger Ameen Mokdad seit langer Zeit wieder ein Konzert. Gut zwanzig Menschen waren gekommen, um ihn spielen zu hören. Nicht viele, werden Sie vielleicht denken, aber Mokdad spielte in Mossul, zu einem Zeitpunkt, wo im Westen der Stadt noch gekämpft wurde. Als der IS im Juni 2014 die Stadt eingenommen hatte, wurde das Spielen und Hören von Musik verboten, selbst die Haltung von Vögeln wurde mit Peitschenhieben bestraft. Ameen Mokdad verhängte daraufhin die Fenster seiner Wohnung mit Decken, er spielte weiter auf seiner Geige und riskierte damit sein Leben. Als die Terrormiliz seine Instrumente und CDs holte, musste er aus der Stadt fliehen und kam bei einem Verwandten unter, es dauerte nicht lange, bis er sich dort aus einem Stück Holz und alten Gitarrenseiten ein Instrument bastelte.

Auf YouTube sind Aufnahmen des Konzerts in Mossul zu sehen, Trümmer, im Hintergrund sind Schüsse aus dem Westen der Stadt zu hören. In einem der Videos sagt Tahany Saleh in die Kamera: „Ich wollte kommen, um zu zeigen, dass der Krieg das Leben hier nicht gestoppt hat. Man sieht all die Schäden, aber wir wollen alle

immer noch glücklich sein. Wir wollen Musik hören.“ Die junge Frau steht in den Ruinen vom Grab des Propheten Jona, oder Yunus, wie er im Koran genannt wird. Krieger des IS hatten die Pilgerstätte im ersten Jahr der Besetzung vermint und samt Mausoleum und Moschee in die Luft gesprengt.

Jahrhundertlang war Mossul eine multiethnische und multireligiöse Stadt, Araber, Kurden, Assyrer, Turkmenen und Jesiden lebten dort miteinander. Dass Mokdads Auftritt am Grab Yunus stattfand, passierte vor diesem Hintergrund – der Ort ist im Islam, Christentum und Judentum gleichermaßen heilig.

Initiiert hat das Konzert ein anonymer Blogger, der lange unter Lebensgefahr aus Mossul berichtet hat und als eine der wenigen verlässlichen Quellen zur Situation in der Stadt gilt. Ende 2016 musste auch er fliehen, aber er bloggt immer noch. Mosul Eye, das sind Berichte vom Alltag unter IS-Belagerung, vom Leben und Ängsten nach der Befreiung. Es sind Berichte von Frontlinien und Preisen auf dem Markt, von Sprengstofffallen, Hinrichtungen und Gräueltaten an der Bevölkerung, Mosul Eye schreibt von Verzweiflung und immer wieder von Musik. Von Itzhak Perlman und Yehudi Menuhin, von Modest Mussorgsky, Richard Strauss und Wolfgang Amadeus Mozart, er schreibt, dass ihn nichts stärker am Leben hielt, als diese Musik zu hören, wenn er Stunden durch Mossuls Straßen gewandert war und Zeuge der Zerstörung, des Wahnsinns wurde. Er träumt davon, dass irgendwann in Mossul ein Opernhaus steht.

Ich könnte Ihnen jetzt aufzählen, was Musik alles ist. Von ihrer Kraft könnte ich sprechen, von Zuversicht, Trost, von Emotionen, von durchtanzten Nächten und Ohrenscherzen. Ich könnte Ihnen von all dem erzählen, aber es würde nicht genügen, weil Musik weiter reicht, als meine Sprache es kann. Sie hat die Kraft, ganze Welten zu öffnen, ohne ein Wort über diese zu verlieren. Darum beneide ich sie, dafür liebe ich sie. In diesem Sinne übergebe ich an Claudio Monteverdi und das Ensemble Vivante und wünsche Ihnen große Festwochen.